Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 252

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

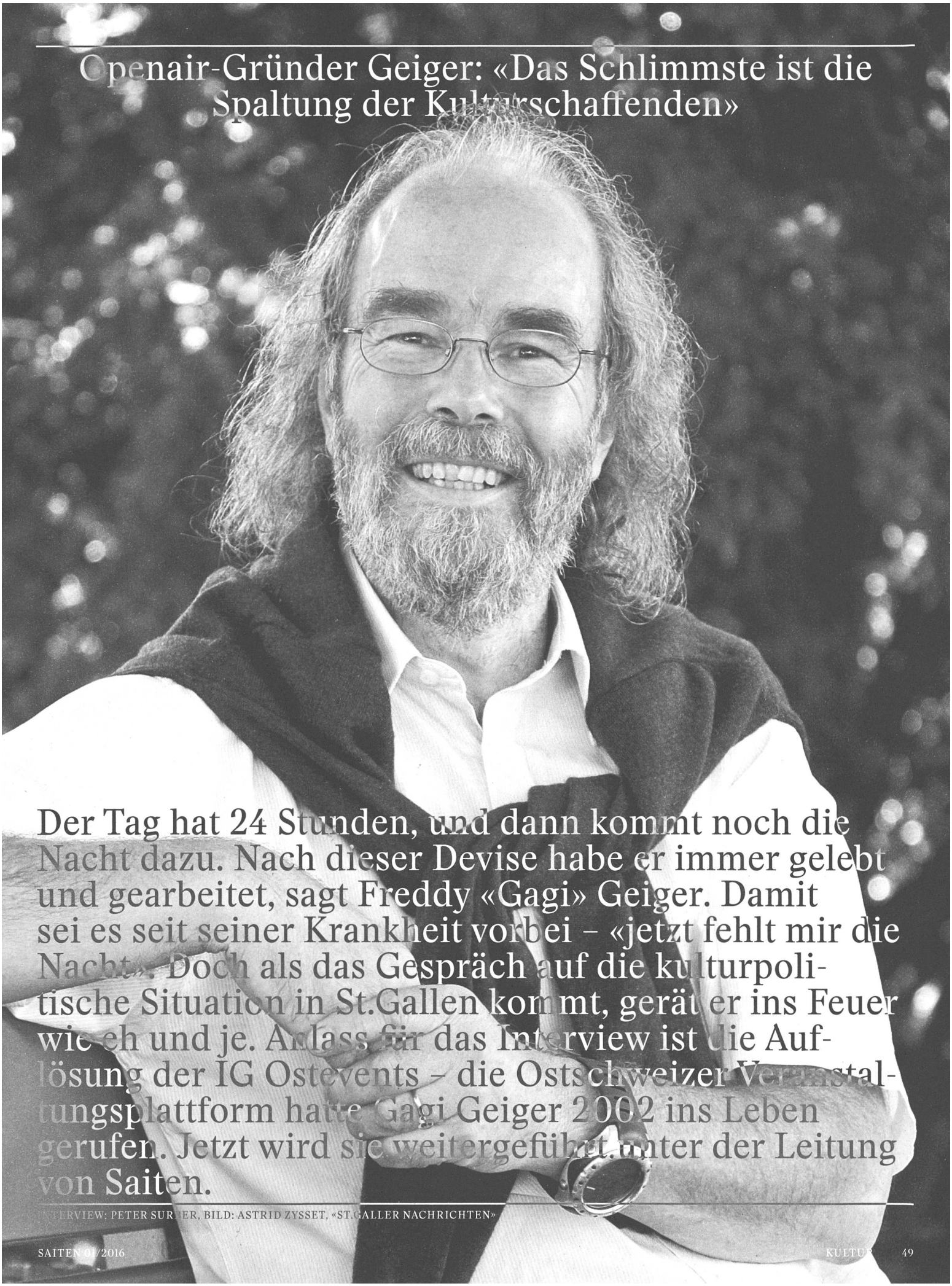
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Openair-Gründer Geiger: «Das Schlimmste ist die Spaltung der Kulturschaffenden»



Der Tag hat 24 Stunden, und dann kommt noch die Nacht dazu. Nach dieser Devise habe er immer gelebt und gearbeitet, sagt Freddy «Gagi» Geiger. Damit sei es seit seiner Krankheit vorbei – «jetzt fehlt mir die Nacht». Doch als das Gespräch auf die kulturpolitische Situation in St.Gallen kommt, gerät er ins Feuer wie eh und je. Anlass für das Interview ist die Auflösung der IG Ostevents – die Ostschweizer Veranstaltungsplattform hatte Gagi Geiger 2002 ins Leben gerufen. Jetzt wird sie weitergeführt unter der Leitung von Saiten.

INTERVIEW: PETER SURBER, BILD: ASTRID ZYSSET, «ST.GALLER NACHRICHTEN»

Du hast von Anfang an relativ offensiv über Deine Krankheit informiert – wie geht es Dir heute?

Freddy Gagi Geiger: Meine Krankheit, das war ein selten aggressiver Tumor in der rechten Nasennebenhöhle. Er wurde 2013 diagnostiziert; nach Chemotherapien und Bestrahlungen hiess es Ende Juli 2014, ich sei «wieder hergestellt». Eine solche Krankheit zwingt Dich dazu, Erwartungen zu dämpfen. Aber ich bin am Leben, das wichtigste Ziel habe ich erreicht: dableiben. Jetzt gibt es Probleme mit dem rechten Auge; das ist äusserst ermüdend. Und noch weiss medizinisch niemand weiter. In aller Bescheidenheit hätte ich den Wunsch, den Rest an Sehkraft behalten zu können. Aber das Leben ist kein Wunschkonzert.

«Der steilste, steinigste Marathon meines Lebens»: So nennst Du die Geschichte Deiner Tumorerkrankung in Deinen privaten Aufzeichnungen. Wie kam es zu dieser Metapher?

Ich laufe seit langem Langstrecke und habe darin eine ideale Visualisierung meiner Krankheit gefunden. Noch während der Behandlung habe ich den Halbmarathon am St.Galler Auffahrtslauf absolviert und nach dem Abschluss der Bestrahlungen, quasi zum Dank, einen Marathon in Süddeutschland. Beim Marathon ist der Körper am Anschlag, er muss kämpfen, man muss lernen, sich durchzubeissen in Phasen, wo es schlecht läuft, das ist in der Krankheit nicht anders. Es kann beim Laufen sogar heissen: abbrechen! Aber meine Devise ist: Rock'n'Roll will never die …

Arbeiten geht trotzdem?

Ich habe viele Tätigkeiten trotz der Krankheit weitergeführt und arbeite 100 Prozent. Zum Glück weiss man heute, dass es für den Heilungsverlauf günstig ist, sich zu bewegen. Das habe ich durchgezogen und bin auch sehr unterstützt worden. Man braucht am Strassenrand des Marathons die Leute, die sagen: komm, mach weiter, beiss dich durch, nicht aufgeben … Das treibt dich ins Ziel. Das ist auch bei einer Krankheit wichtig, dass andere mit dir gehen. Für mich persönlich war klar: Ich will der Krankheit nicht das Feld überlassen.

Das Feld überlässt Du jetzt in einem anderen Zusammenhang neuen Leuten: Die Veranstaltungsplattform Ostevents geht an Saiten über, die bisherige IG Ostevents hat sich im November aufgelöst. Was führte zu diesem Entscheid?

Auch im letzten Vereinsjahr haben wir noch einige Verbesserungen aus eigener Kraft realisiert. Schon länger reifte aber der Gedanke, dass es sinnvoll wäre, die Erfassung von Veranstaltungen in der Nähe einer Institution anzusiedeln. Saiten hat sich verpflichtet, alle bisherigen Aufgaben von Ostevents, die Erfassungsmaske und die Datenbank zu übernehmen und den Service für die Interessierten weiterzuführen.

Und was war damals, 2002, der Antrieb zur Gründung?

Entstanden war Ostevents aus der Beobachtung eines Mangels: Viele Leute machen im Kulturbereich hervorragende Sachen – aber die Kommunikation hapert, das Publikum erfährt allzu oft nichts davon. Um kurz zurückzublenden: Ich habe selber in den 1970er-Jahren als Wander-Disc-Jockey angefangen. Daraus sind Konzerte entstanden und 1977 das erste Openair-Festival, damals noch in Abtwil. 1985 kam der Wechsel in der Festivalleitung, 1992 trennte sich der Trägerverein des Openairs vom Festival, und die Ehemaligen-Crew gründete den Verein «Kultur onderem Bomm». Unser Ziel war, das während 15 Jahren erwirtschaftete Geld des Openairs der jungen Kultur zurückzugeben, und zwar in den nächsten 15 Jahren. Mit dem Geld, rund drei Viertel Millionen Franken, konnten wir in der Folge zahlreiche Initiativen unterstützen. Ende 2007 war der Betrag wie vorgesehen aufgebraucht, der Verein wurde aufgelöst. Eine der ersten Aktionen von «Kultur onderem Bomm» war 1994 eine Umfrage gewesen: Wir wollten wissen, wie die «Junge Kultur in St.Gallen» aussieht. In den Antworten wurde immer wieder betont, es mangle an Informationen.

In der Umfrage wurde auch das Fehlen einer Konzerthalle oder eines Kulturzentrums bedauert. Das Thema bleibt bis heute aktuell …

Anfang der 80er-Jahre hat es in mir und anderen zu brodeln begonnen wegen dem Plan eines Kulturzentrums. Der Verein «Vägian» wurde gegründet. Im Juni 1980 haben wir eine Petition «Pro Kulturzentrum» eingereicht mit 4'000 Unterschriften. Das sei «die Chance zur grössten kulturellen Tat seit dem Bau des neuen Stadttheaters», schrieb das «Tagblatt» damals. Die Mobilisierung war eindrücklich, vor allem beim legendären Konzert am 27. Mai 1980 in der alten Steinachhalle mit Country Joe McDonald und Chi Coltrane: Da kamen 6'000 Zuschauer. Ende der 70er-Jahre hatte es bereits an der Lindenstrasse 61 Pläne für ein Kulturzentrum gegeben; das Projekt wurde jedoch von der Baupolizeikommission abgelehnt. Schnell, schon 1980, stand dann die Reithalle zur Diskussion, damals noch «Reitbahn auf der Kreuzbleiche» genannt. Eine Genossenschaft sollte das Projekt tragen. Wie man weiss, wurde es realisiert, aber die Doppelnutzung war von Anfang an eine Hypothek. Doch die Stadt hatte ihre Pflicht erfüllt.

Fast zeitgleich war die «Initiative Grabenturnhalle» lanciert worden. 1984 wurde die Grabenhalle eröffnet, nach harten Debatten um Kulturgeld – die «etablierte» Tonhalle gegen die «alternative» Grabenhalle. Wie hast du das erlebt?

Die Diskussionen damals waren zusätzlich auch von Auseinandersetzungen zwischen angeblicher Mainstream-Kultur (Kulturzentrum Reithalle) und sogenannter Alternativkultur (Grabenhalle) geprägt. Für mich ist das ein unsägliches Thema. Ich selber wurde wegen der gros-

sen Projekte, die ich realisiert hatte, eher zum Mainstream gezählt – aber ich wollte nie Hand bieten für solche Auseinandersetzungen. Für mich ist Kultur Leben. Und Kulturpolitik kann nur das eine Ziel haben, die Stadt und die Region lebenswert zu machen. Da geht es nicht um alternativ oder kommerziell oder etabliert. Was mich als einziges nicht interessiert, sind radikale Positionen, ob auf der einen oder anderen Seite.

Fehlt das Kulturzentrum aus Deiner Sicht immer noch? Das Angebot hat sich ja gewaltig erweitert, es gibt diverse «Kulturzentren» – aber weiterhin keine grosse Halle.

Für mich ist etwas anderes nicht erledigt, wie eben schon angedeutet: die Spaltung der Kulturschaffenden. In einer der Debatten um ein Kulturzentrum habe ich als Präsident des Vereins «Vägian» dies in einem Brief einmal so formuliert: «Was ergibt das für einen Sinn, wenn Ihr wie wir dem teilnehmenden Publikum erklären müsst: Wir haben mit denen dort nichts zu tun, aber wir beide kämpfen für die Förderung der Kultur ...?» Die Spaltung hatte beispielsweise zur Folge, dass sowohl die Abstimmungen über den Kulturfonds wie über das Mummenschanz-Theater bachab gingen. Und ich sage: Ein Teil des Problems sind wir selber. Gemeinsam für die Kultur zu gehen, das müsste heissen: Einer nimmt den roten Faden in die Hand, den Faden einer Riesenspule, und dieser Faden geht durch die ganze Region und wird immer weiter gesponnen und geknüpft. Wir stehen ja vor nächsten Kultur-Belastungsproben: Klanghaus Toggenburg oder Expo 27. Für mich ist es die Kernfrage, ob wir in der Lage sind, unter dem Oberbegriff Kultur für eine gemeinsame Sache zu kämpfen, ohne Konkurrenzdenken oder Futterneid. Wer Kultur umfassend versteht, dem kann nichts zuwider sein, was im Kulturbereich an Neuem passiert. Denn Neues bedeutet Leben.

Das Klanghaus-Projekt ist immerhin im Kantonsrat sehr deutlich angenommen worden. Aber es beantwortet eine Frage nicht: Fehlt uns in St.Gallen weiterhin eine Konzerthalle? Man kann ja ausweichen nach Winterthur, Konstanz, Feldkirch oder ins Casino Herisau.

Ich sehe das ganz anders. Ich will meine Kultur nicht auswärts suchen, ich will sie hier haben. Mit gleicher Argumentation könnte man gleich alle Dorfbeizen zumachen. Warum gab es diese starke Bewegung für das Spanische Klubhaus? Weil es ein Treffpunkt ist. Und genau das müsste auch ein Kulturzentrum sein.

Heute läuft der Kulturbetrieb auf Hochtouren. Ist damit die Forderung nach Treffpunkten nicht unnötig geworden?

Klar, die Entwicklung ist äusserst positiv und ich möchte diese Institutionen auch nicht missen. Aber der Zentrumsgedanke lässt mich dennoch nicht los. Die grossen angesagten Bands spielten einst im Schützengartensaal. Ihn und andere Säle gibt es nicht mehr in der Stadt. Riesig müsste so ein Konzertsaal nicht sein – auch wenn man mir damals Gagigantismus vorgeworfen hat. Das entscheidende Thema ist für mich der Zentrumsgedanke.

Einen solchen Zentrumsgedanken habt Ihr, wenn auch «virtuell», mit dem Veranstaltungskalender von Ostevents realisiert.

Die Umfrage von 1994 hatte wie erwähnt festgestellt, dass eins der zentralen Probleme die Kommunikation der Daten ist. Ich habe daraufhin meine Arbeit im Kulturmanager-Studium diesem Thema gewidmet: dem «Sammelplatz Ostagenda». Sammeln, zusammenführen, Daten koordinieren unter Veranstaltern und Nachfragern: Das war die grosse Aufgabe. Rasch haben wir in der Folge das «Tagblatt» und den Verlag Saiten unter dem Dach von ostevents.ch zusammengebracht. Bei der Gründungsversammlung 2002 waren rund 50 Institutionen vertreten. Der Ursprungsgedanke, was die Kommunikation von Veranstaltungen betrifft, bleibt aktuell wie damals, und ich bin froh, dass Saiten ihn weiterführt: «einmal erfassen – vielfach nutzen». Die Daten sollen in einem Topf möglichst einfach und allgemein zugänglich sein – auch das trägt dazu bei, das kulturelle Leben in dieser Region attraktiv zu machen. Das «Telefonbuch der Kultur» muss für alle kostenlos zugänglich sein.

Freddy Gagi Geiger, 1955, ist seit 1971 bei der UBS und seit 1981 im UBS-Marketing tätig. Er hat 1977 das Openair St.Gallen gegründet, 1994 den Verein «Kultur onderem Bomm» und 2002 die IG Ostevents. Diese hat bis November 2015 die gemeinsame Veranstaltungsdatenbank ostevents.ch der Kooperationspartner «Tagblatt Medien» und Kulturmagazin Saiten betrieben. Seither ist der Verlag Saiten für die Datenbank zuständig und führt sie weiter. Die Daten erscheinen wie bis anhin in beiden Medien, für Veranstalterinnen und Veranstalter bleibt die Nutzung unverändert. Geplant ist die Optimierung der Eingabemaske und des Veranstaltungskalenders im Lauf des Jahres 2016.

Zaghafte Maschine

Bauen am Berg (I): Das neue Hotel auf der Schwägalp.

TEXT: MARCEL BÄCHTIGER

Die Schwägalp früher...

...und heute. (Bilder: pd)

Man sollte nicht nostalgisch werden. Die Schwägalp ist schon lange keine Alp mehr. Eher eine touristische Maschine, die einen nie versiegenden Strom von Ausflüglern in Empfang nimmt, nach Zielen verteilt und bei Bedarf verpflegt. 750'000 Besucher sollen es unterdessen jährlich sein. Nur ein Drittel der Ankömmlinge indes tritt die Weiterfahrt auf den Säntis an, für die anderen ist die Schwägalp selbst das Ziel ihres Ausflugs. Am meisten Umsatz macht die Säntis-Schwebebahn-AG deshalb nicht mit der Luftseilbahn, sondern mit der Restauration auf der Schwägalp.

Just dieser heiss laufende Teil der Maschine aber war in den letzten Jahren arg ins Stottern gekommen. Es sei fünf vor zwölf, liess Geschäftsführer Bruno Vattioni schon 2007 verlauten: Lange liesse sich der Betrieb im sanierungsbedürftigen «Berghotel Schwägalp» nicht mehr aufrecht erhalten, die veraltete Infrastruktur sei an ihren Anschlag gekommen.

Gutes Konzept, banal umgesetzt

Dass nun acht Jahre später ein neues Hotel auf der Schwägalp steht, ist also erst einmal die logische Folge der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Realitäten auf der Schwägalp. Wenn «Säntis – das Hotel» (so der etwas holprige Name) nicht wirklich zu begeistern vermag, liegt das denn auch nicht daran, dass die Entscheidung für einen Neubau falsch gewesen wäre. Im Gegenteil: Dass das neue Hotel nicht am selben Ort steht wie der alte Berggasthof, sondern sich an die Hügelkuppe im Norden anschmiegt, dass damit der Verkehr neu organisiert und die Schwägalp zu Teilen renaturiert werden kann, dass im Neubau nicht nur Hotel und Restaurant, sondern sinnvollerweise auch der Shop, das Ticketing und der Zugang zur Bergbahn untergebracht sind, dass sich das Hotel mit Seminarräumen und Wellness-Angeboten auch als «Resort» positioniert – das alles ist konzeptionell richtig und schlüssig gedacht. Nur haben die Architekten für das vorausschauende Konzept kein überzeugendes Bild gefunden.

Der Eindruck ist zwiespältig: Die Architektur ist zu zaghaft, um ein markantes Zeichen setzen zu können, das Volumen gleichwohl zu massig, um sich harmonisch in die Landschaft einzufügen. Dabei beginnt es gut: Der Sockel macht vor, wie es hätte sein können. Hier gibt es keine falsche Bescheidenheit, sondern kräftige Mauern, die sich aussen gegen das Gelände stemmen und im Innern eine höhlenartige Folge von unterschiedlich dimensionierten Räumen entstehen lassen. Mit der Materialisierung aus rohem Beton und Eiche gelingt zudem ein bemerkenswerter Spagat: Die Räume sind robust genug für den Massentourismus, vermögen aber gleichzeitig eine noble Hotel-Atmosphäre zu vermitteln.

Nun steht dieser Sockel aber in keinem wirklichen Bezug zum eigentlichen Hotelbau. Nur bei einem schmalen Fassadenabschnitt sind Sockel- und Hauptfassade volumetrisch eins, der längere Teil des Hotelriegels ist vom Sockel in einem flachen Winkel abgedreht. Das führt dazu, dass man die beiden Teile nicht mehr als Einheit lesen kann. Der Effekt ist unschön. Statt eines stolzen Hotels sieht der Besucher ein banales fünfgeschossiges Haus, das auf einer monströsen Terrainverbauung steht – eine unnötige Zergliederung in Einzelteile, die sich auch in der Verkleidung spiegelt: Während der Sockel in Beton gegossen wurde, ist der Mittelteil mit Holz verkleidet und der Dachabschluss in Blech ausgeführt.

Die verschiedenartige Materialisierung müsste durch eine stimmige Proportionierung der Bauteile und durch eine übergreifende Geometrie visuell zusammengehalten werden. Auch das geschieht nur in Ansätzen, und darum fehlt dem Haus die grosszügige Geste.

Waldburgers Wurf

Vom «Berghotel Schwägalp», das demnächst abgerissen werden soll, gibt es ein schönes Foto, s. oben. Der Architekt Johannes Waldburger hatte die beiden mächtigen Giebelhäuser unmittelbar an die bestehende Talstation angebaut, die ihrerseits mit einem markanten Steildach zum Säntis zeigte. Auch das war eine Maschine, die Restaurant, Hotel, Fremdenbüro und Seilbahnstation in einer irrwitzigen Assemblage von Baukörpern vereinigte. Aber sie besass, woran es dem neuen Hotel mangelt: architektonischen Ausdruck und Charakter. Man sollte nicht nostalgisch werden. Und wird es dann doch.

Vom 5. bis 28. Februar wird im alten Berghotel Theater gespielt, bevor es abgebrochen wird: 27 Schauspielerinnen und Schauspieler entwickeln mit dem Regieteam Karin Bucher, Benno Muheim und Katrin Sauter das Stück *Checkpoint Säntis*.

checkpoint-saentis.ch, johanneswaldburger.ch

Hochfliegende Holzkiste

Bauen am Berg (II): Die Station auf dem Chäserrugg.

TEXT: RENÉ HORNUNG

H & de M auf dem Gipfel – als nächstes folgt die Talstation. (Bilder: Katalin Deér)

Die Tourismusmaschine auf der Schwägalp verkörpert eine der möglichen Arten, wie in den Bergen gebaut wird. Einen anderen Weg ging die Toggenburg Bergbahnen AG mit dem Neubau auf dem Chäserrugg. Das Bergrestaurant – ein Holzbau mit weit ausladendem Dach – wurde vom wohl berühmtesten Schweizer Architekturbüro entworfen, von Herzog & de Meuron, Basel. Der Neubau bekam bei der Preisverleihung für die «Besten in Architektur und Design» Anfang Dezember den bronzenen «Hasen».

Am Anlass war gut zu spüren, dass auf dem Hausberg von Unterwasser andere Voraussetzungen gegeben waren als auf der Schwägalp. Architektin Christine Binswanger – Partnerin im Büro Herzog & de Meuron – und Mélanie Eppenberger, Verwaltungsratspräsidentin der Toggenburg Bergbahnen AG, spielten sich dort gegenseitig Komplimente zu: Eine gute Bauherrschaft sei Voraussetzung für ein gelingendes Projekt, so die Architektin. Und die Bauherrin dankte, dass das weltberühmte Büro sich auch um relativ kleine Projekte wie das Bergrestaurant im Toggenburg kümmere. «Grösse ist für uns kein Kriterium», bekam sie als Antwort. Klar wurde: Hier ist ein gut funktionierendes Team am Werk. Mélanie Eppenberger hatte sich persönlich um das Architekturbüro bemüht, und dieses stellte einen Stab von fast 20 Leuten zusammen, die zuerst Studien erstellten und dann das Projekt umsetzten.

Geld ist kein Thema

Auf dem Chäserrugg waren und sind aber auch die finanziellen Voraussetzungen andere als auf der Schwägalp. Die Toggenburg Bergbahnen AG hat reiche Sponsoren. Insgesamt wurden auf dem Berggipfel und für die neue Bahn Espel-Chäserrugg rund 25 Millionen verbaut. Massgeblich mitfinanziert hat diese Investitionen das im Toggenburg verwurzelte Paar Matthias und Mélanie Eppenberger, unterstützt von vielen weiteren Geldgebern, darunter auch der Skispringer Simon Ammann. Der Privatbankier Matthias Eppenberger ist Sohn des früheren Nesslauer Tierarztes Willi Eppenberger und der ehemaligen FDP-Politikerin Susi Eggenberger. Sie war von 1979 bis 1991 Nationalrätin.

Matthias und Mélanie Eppenberger machen im Toggenburg nicht zum ersten Mal Schlagzeilen mit guter Architektur. 2005 wurde ihr «Höckli» in Wildhaus, ein 1774 erbautes Bauernhaus, im Rahmen des «Guten Bauens Ostschweiz 2001–2005» ausgezeichnet. Der St.Galler Architekt Bruno Bossart hatte es 2003 sorgfältig renoviert. Auf den alten Mauern eines Miststocks bekam das Haus einen Anbau mit einem Erholungsbad. Die Wohn- und Schlafräume blieben weitgehend im ursprünglichen Zustand. Die Jury lobte damals die «hohe Rücksichtnahme auf den Bestand».

Auf dem Chäserrugg haben Eppenbergers und ihre Freunde nicht mit einer Renovation, sondern mit spektakulären Neubauten Schlagzeilen gemacht. Man dürfe – so sagte Matthias Eggenberger in einer Reportage der Fernsehsendung «Eco» – bei solchen Investitionen natürlich nicht wie im Silicon Valley mit einer Verdoppelung oder Verdreifachung des investierten Kapitals rechnen. Wann die Bergbahn Dividenden auszahlen kann, scheint für ihn, aber auch für Mitfiancier und Skispringer Simon Ammann nicht wirklich wichtig zu sein.

Ein Einzelfall ist das nicht; viele Bergbahnen stecken in finanziellen Nöten. Mancherorts springen Sponsoren ein. Ex-Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz etwa spielt den rettenden Engel in Brigels. Weil er dort eine Ferienwohnung habe, liege ihm am Herzen, dass die Bergbahnen weiterlaufen können. Ohne sein Geld hätte der Betrieb Konkurs anmelden müssen. Auch Vincenz erwartet nicht wirklich eine Rendite seines Investments, wie er in der Reportage der Fernsehsendung «Eco» sagte.

Herzog & de Meuron bauen in Unterwasser weiter

So konnte auf dem ersten der sieben Churfirsten und mit der neuen Bahn Architektur entstehen, die den Unterschied ausmacht zwischen «scho rächt» und «gut», wie «Hochparterre»-Chefredaktor Köbi Gantenbein kommentierte. Und Herzog & de Meuron werden in Unterwasser weiterbauen – sie haben bereits den Auftrag zum Neubau der Talstation der Iltiosbahn.

Architektur wird damit auch am und auf dem Berg zur Attraktion. Wenn dereinst auch noch das Klanghaus am Schwendisee gebaut sein wird, wird das Toggenburg noch um eine architektonische Attraktion reicher. Diesen Wettbewerb haben die Zürcher Architekten Marcel Meili und Markus Peter gewonnen, und sie wollen das Projekt zusammen mit den Frauenfelder Architektenkollegen von Staufer & Hasler umsetzen – lauter klingende Namen.

Brillant unperfekt

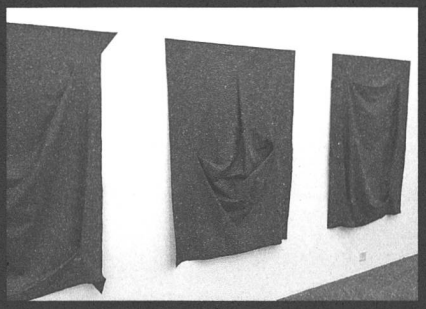
76 Kunstschaffende versammelt das Heimspiel 2015 in vier Ausstellungen in St.Gallen und Vaduz. Hingehen, selber urteilen!

TEXT: PETER SURBER

Das ist nur die Hälfte. Die andere Hälfte ist in Vaduz, im dortigen Kunstmuseum und im Engländerbau, zu besichtigen, ein weiter Weg, im Dezember war er jedenfalls nicht zu bewältigen. Januarprogramm also – und darum in Vaduz vorderhand verpasst: Peter Kamms meditativen Stein. Barbara Brülisauers Brunnenspiel. Vera Marke. Ernst Bonda. Und ein paar Dutzend andere.

Allerdings, und das ist ein leiser Einwand gegen das «Heimspiel»-Unternehmen: Kamms grandiose Arbeiten sind immer wieder zu bewundern, ein erratischer Block in der Ostschweizer Kunstlandschaft seit je. Brülisauers Brunnen sprudelte schon im Nextex in St.Gallen. Vera Marke wird gerade in der Galerie Paul Hafner in St.Gallen mit einer umfangreichen Einzelausstellung gewürdigt. Das «Heimspiel» ist ein «Best of» mit Wiedererkennungseffekten. Die Pilgerreise nach Vaduz wird aber sicher dennoch Entdeckungen bringen.

In St.Gallen gibt es ebenfalls Deja-vu's. Die deckengrossen Leuchtreklamen vom alten Neumarkt in St.Gallen, gerettet und künstlerisch umgewertet von Michael Bodenmann und Barbara Signer, sind in der Kunsthalle raumfüllend, aber weniger poesiegeladen plaziert, als man sie in der Skulpturenausstellung in Môtiers im vergangenen Sommer hatte sehen können. Einer der Höhepunkte der Ausstellung sind sie dennoch, so wie im Zwischengang die *Hervorbringungen* von Lutz&Guggisberg, die ihrerseits ein Ergebnis virtuosen Kunstrecyclings sind, zusammengefügt aus früher verwendeten Bild- und Bastel-Elementen. Über die bewusst dilettantischen Bricolagen kann man sich blendend amüsieren wie sonst bei wenigen anderen Werken im St.Galler «Heimspiel».



Ernst und tief und berührend ist im hintersten Kunsthallen-Raum die fünfteilige Textilarbeit *Volumen I–V* von Jeannice Keller. Hier macht das «Heimspiel» schlagartig glücklich – die violetten Tücher sind ein Schutzraum und optischer Ruhepol im flirrenden Kaleidoskop der Ausstellung. Und sie korrespondieren hintersinnig mit den in sich gekehrten Wachs-Zement-Täfelchen von Loredana Sperini *(Untitled)* an der Wand schräg gegenüber.

Ähnlich inspirierte Werk-Fusionen findet man auch im Kunstmuseum St.Gallen. Im Ecksaal begegnet sich ein illustres Fotografen-Quartett: H.R. Fricker, Katalin Deér, die Vorarlbergerin Maria A. Mäser und Florian Graf. Und im Oberlichtsaal treten die Stars der Szene gegeneinander an beziehungsweise miteinander in Dialog: Alexander Hahn, Georg Gatsas, Caro Niederer mit Fotos kontrastieren Marianne Rinderknecht, die die Stirnwand gewohnt blumig füllt, und die nicht minder bunten Polyeder von Hanna Roeckle, die etwas steif im Riesenraum herumstehen. Altmeisterin Manon aber spielt einmal mehr alle an die Wand mit der Präsenz ihrer Porträts.

Im Seitensaal Süd schliesslich eine Prozession: Druckgrafiken von 17 der insgesamt 134 lebensgrossen, für das Stadtmuseum Aarau entstandenen Figuren von Josef Felix Müller. Steht hier der Mensch allein im Zentrum, so fehlt er in der zweiten Arbeit dieses Raums ganz: Der Thurgauer Reto Müller fährt mit der Kamera durch Betonbauten des französischen Architekten Claude Parent – eine so meditative wie depressive Erkundung menschenleerer Räume.

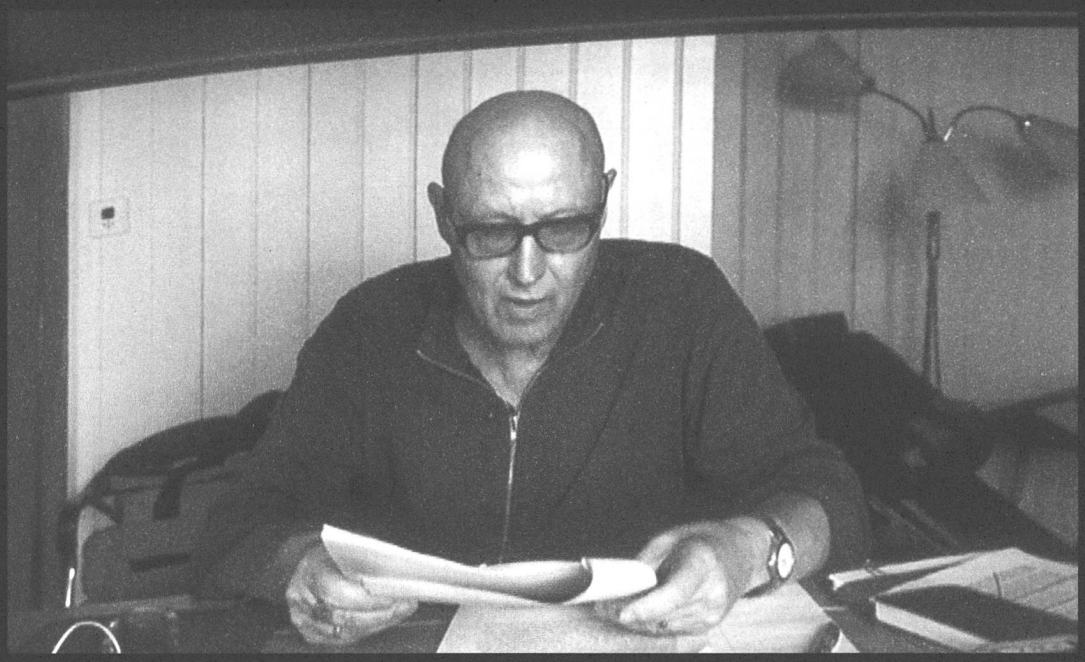
Gegen solche tiefschürfenden Übungen im Sehen hängen Dieter Halls gemalte Stühle eher bescheiden im Raum. Und vollends frag-würdig nehmen sich die fünf krummen Nägel aus, die Ruben Aubrecht in die Wand der Kunsthalle geschlagen hat – zumindest wenn der konzeptionelle Hintergrund fehlt. *Practice Makes Perfect* heisst der Titel des Werks; mag sein, dass das Einschlagen korrekt krummer Nägel tatsächlich eine Kunst für sich ist. Die Devise gilt jedenfalls auch fürs «Heimspiel», alle drei Jahre wieder: Die grosse jurierte Schau ist ein freudiges Risiko, Grossartiges gerät neben Fragwürdiges, unvermeidlich.

Hundertprozentig geglückt, laut und menschenvoll war hingegen die Heimspielparty nach der Vernissage in der Kunsthalle St.Gallen. Man wünscht den Ausstellungen ähnlich viel Andrang wie der Party. In St.Gallen und in Vaduz.

Heimspiel 2015 – Kunstschaffen aus AR, AI, SG, TG, FL und Vorarlberg, bis 21. Februar, Kunstmuseum St.Gallen, Kunsthalle St.Gallen, Kunstraum Nextex St.Gallen, Kunstmuseum Vaduz, Engländerbau Vaduz

heimspiel.tv

Liechtis Vermächtnis



Peter Liechti bei der Lesung seines Spitaltagesbuchs in seinem Ausserrhoder Atelier. (Filmstill: Liechti Filmproduktion)

Bis kurz vor seinem Tod sass der St.Galler Filmemacher Peter Liechti noch am Schnittpult. Sein letztes, unvollendetes Werk ist nun unter dem Titel *Dedications* an den Solothurner Filmtagen zu sehen.

TEXT: URS-PETER ZWINGLI

Peter Liechti wusste, dass er schwer krank war, als er die Arbeit für sein letztes Filmprojekt begann. Geplant war eine Trilogie, die den beiden grossen künstlerischen Aussenseitern Robert Walser und Vincent van Gogh sowie einem Häuptling des sudanesischen Dinka-Volks gewidmet sein würde. Doch als die Krebserkrankung rascher voranschritt, änderte Liechti sein Konzept: Aus drei Teilen sollte nun ein einziger Film namens *Dedications* werden, der Liechtis eigenes Sterben thematisiert und doch eine Widmung an die Schönheit des Lebens ist. «Gegenwart und Vergangenheit, Krankheit und Erinnerung vermischen sich zu einem fliessenden Bild- und Klangrausch, der eher dem Traum als der Wirklichkeit entspricht ... voll von wildestem Leben und selbstvergessener Melancholie» – so beschrieb Liechti den Inhalt von *Dedications*.

Liechtis Witz schimmert durch

Als Peter Liechti im April 2014 starb, hinterliess er als Resultat von rund einem Jahr Arbeit die Skizze eines Filmanfangs. 15 Minuten, deren Ausgang noch ungesichert und offen daliegt – ganz wie es Liechtis experimenteller Arbeitsweise entsprach. Er war ein Filmemacher, der mit grosser Hingabe an sein Fach am Werk war: Bis zwei Wochen vor seinem Tod sass er trotz gesundheitlicher Beeinträchtigung noch regelmässig am Schnittpult. «Dass *Dedications* erscheint, war Peter ein grosses Anliegen, das wir ihm unbedingt erfüllen wollten», sagt seine Partnerin Jolanda Gsponer. Das «Wir» sind Gsponer, der Kameramann Peter Guyer und die Cutterin Annette Brütsch, mit denen Liechti eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft verband.

Nun wird *Dedications* an den 51. Solothurner Filmtagen Ende Januar gezeigt. Um das unvollendete Werk greifbarer zu machen, wurde es in ein dreiteiliges Konzept überführt: In dessen Zentrum steht eine filmische Installation des Künstlers Yves Netzhammer, ebenfalls ein Weggefährte Liechtis. Auf drei hängenden Leinwänden wird das Rohmaterial des Films gezeigt, überlagert von Klangwelten, die der St.Galler Experimentalmusiker Norbert Möslang entworfen hat. Der zweite Teil ist ein 50-minütiger Film, der Liechti in seinem Ausserrhoder Atelier beim Lesen seines *Spitaltagebuchs* zeigt. Es umfasst Beobachtungen und Gedanken, die er während der immer längeren Spitalaufenthalte festgehalten hatte. Trotz aller Nachdenklichkeit und Schwere, die diesen Texten naturgemäss innewohnt, «schimmert Peters Witz immer durch», sagt Gsponer.

Als dritter *Dedications*-Teil wird im Januar schliesslich ein Buch erscheinen. Dieses verbindet das Spitaltagebuch mit Auszügen aus Liechtis Reisenotizen (seine sogenannten *Log-Bücher*) sowie 165 ausgewählte Filmstills. Dem Buch liegt zudem eine DVD mit der 15-minütigen Rohfassung des Films bei.

Liechti im Kulturraum am Klosterplatz

Netzhammers Installation wird an den Filmtagen im Rötisaal der Jugendherberge Solothurn vom 23. bis 25. Januar gezeigt. Danach wird sie weiterreisen, zuerst ans Internationale Filmfestival Rotterdam, und schliesslich kommt es zu einem eigentlichen Heimspiel: Die Installation wird ab Ende März im Kulturraum am Klosterplatz St.Gallen gezeigt, im Rahmen einer Ausstellung über Peter Liechti, die momentan vom Amt für Kultur erarbeitet wird.

Solothurner Filmtage: Sonntag, 24. Januar, 12 Uhr: Vorführung der verfilmten *Spitaltagebuch*-Lesung, 16 Uhr: Vernissage Installation und Buch im Rötisaal der Jugendherberge.

***Dedications* im Kulturraum am Klosterplatz St.Gallen: 31. März bis 22. Mai 2016**

Familiäre Tiefenbohrung

Im Roman *Blanko* verknüpft Eva Roth Geothermie-Bohrungen mit Nachforschungen einer jungen Frau zu ihrer Familie. Die aus dem Appenzellerland stammende Autorin legt einen einzigartigen Erstling mit Regionalbezug vor.

Eva Roth. (Bild: pd)

TEXT: WOLFGANG STEIGER

Silvia, die alleinerziehende Mutter, arbeitet als Wurstverkäuferin. Ihre Tochter Ayleen, die Ich-Erzählerin des Romans, besucht die Mittelschule und wird bald volljährig. Sie hat eine dunkle Hautfarbe und schwarze, krause Haare. Ayleen möchte endlich wissen, wer ihr Vater ist und was es mit Silvias Herkunftsfamilie im Dorf in den Voralpen auf sich hat. Darüber schweigt Silvia beharrlich und weicht auf alle Fragen aus.

Ayleen arbeitet in den Schulferien an einem Tiefenbohrungsprojekt mit. Das heisse Thermalwasser soll die zukünftige Energiequelle der Stadt werden. Während sich der Bohrkopf durch die Jahrmillionen der Molasseschichten gräbt, findet Ayleen immer mehr über die Geschichte ihrer schweigenden Mutter heraus. Aber auf konkrete Spuren ihres vermutlich aus Afrika stammenden Vaters stösst sie nicht, und auch die Tiefenbohrungen fördern das ersehnte heisse Wasser schliesslich nicht zu Tage. Am Ende bleibt eine Leerstelle, die für Ayleens Zukunft Raum gibt.

Das Erzählen an sich

Eva Roths Erstlingsroman ist mehr als der Bericht über eine problemgeladene Mutter-Tochter-Beziehung in einer vaterlosen Familie. Er behandelt zusätzlich hochaktuelle Themen wie den Aufbruch der Schweiz zu einem weltoffenen Land, die schlimmen Folgen von Fremdenhass, Afrika als Fantasieland, Flüchtlingsschicksale – und als literarisches Novum verarbeitet das Buch das Fiasko um das St.Galler Geothermieprojekt.

Eva Roth, 1974 in Herisau geboren und in Schwellbrunn aufgewachsen, unterrichtete auf der Primarstufe, leitete einen Hort und ist heute Lektorin in einem Bilderbuchverlag. Sie lebt mit ihrer Familie in Zürich. *Blanko* ist ihr erster Roman, daneben schreibt sie auch szenische Texte. Das Bilderbuch *Unter Bodos Bett* erschien 2015 im Atlantis Verlag.

Die Autorin kalkuliert die Erzählstränge klug und hütet sich vor billigen Effekten. Obwohl ein Teil der Schauplätze offensichtlich vom Appenzellerland inspiriert sind, vermeidet Eva Roth die von allerlei Marketingmassnahmen abgedroschenen Appenzeller Klischees: Es ist nur die Rede von der Voralpenregion und der Säntis heisst im Roman Auenstock.

Zur Strategie der Geschichte gehört, dass *Blanko* keine lineare Erzählstruktur aufweist. An einer Schlüsselstelle heisst es: «Ist es möglich, eine Geschichte und nicht nur einzelne Geschichten zu haben?» Der Roman ist demnach auch eine Untersuchung über das Erzählen an sich. Die Szenen hüpfen in Raum und Zeit hin und her. Das fordert beim Lesen, belohnt jedoch mit Authentizität und Lebendigkeit.

Immer wieder Onkel Herbert

Überzeugend in *Blanko* sind die dicht gestalteten Szenen mit differenziert gezeichneten Figuren. Da ist Evelyn, Silvias beste Freundin, nach der Ayleen ihren Namen hat; der jähzornige Vater, Hans Krenzer, der Bauer, der nach der grossen Zäsur nur noch der Traktorfahrer heisst; oder Doris, die Freundin des Naturheilarztes, die im Dorf nie so richtig akzeptiert wurde – und der 18-jährige Elio, der im selben Haus wie Ayleen wohnt. In einem Kellerverschlag erproben die beiden das Erwachsenwerden.

Der Geologe Rolf Bodmer, Elios Vater, erzählt am Anfang des Romans seiner Bohrgehilfin Ayleen die Geschichte von Onkel Herbert, dem Gemeinderat. Der entdeckte eines Tages hinter seinem Haus eine Wasserpfütze, in der Ölspuren schillerten, und glaubte, dort befände sich eine Ölquelle. Onkel Herbert erzählte im Gemeinderat begeistert davon, womit er sich zum Gespött machte. Schuld an den Schlieren war nur der Ölverlust des alten Traktors des Nachbarn. Als am Ende des Romans der Bohrer in 2400 Metern Tiefe auf das kristalline Grundgebirge stösst, ohne Thermalwasser gefunden zu haben, ist es für den Geologen, wie wenn sich Onkel Herberts Geschichte wiederholen würde.

Es sind diese kleinen und grösseren, gekonnt geschriebenen und arrangierten Geschichten, die den Roman von Eva Roth zu einem kompakten Ganzen machen und mit einem Leseerlebnis erster Güte belohnen, wer sich darauf einlässt.

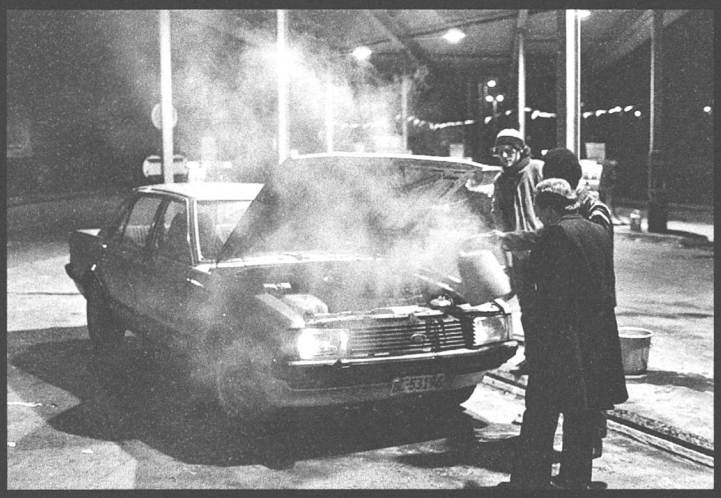
Eva Roth: *Blanko*, Edition 8, Zürich 2015, Fr. 23.90

Lesung: 9. Februar, 19.30 Uhr, Raum für Literatur in der Hauptpost St.Gallen

Nachts in den Siebzigern

Menschen Tiere Abenteuer heisst der neueste, von der Edition Patrick Frey herausgegebene Bildband von Andreas Züst. Er öffnet eine weitere, bisher kaum bekannte Tür ins Züst-Universum.

TEXT: GEORG GATSAS



Autoschrott

Vishnu [Hund von Andreas Züst] bandagiert.

Mit gespannter Neugier blättert man sich durch rund 600 Momentaufnahmen des Schweizer Fotografen, Künstlers, Sammlers und Glaziologen Andreas Züst (1947–2000). Entstanden sind sie auf den Reisen und Spaziergängen Züsts in fünf Jahren, zwischen 1978 und 1983. Die Publikation wurde von Züsts Tochter Mara und von Valentin Hindermann aufwendig recherchiert und gibt Einblick in die Konsequenz seiner manischen Sammler- und Aufnahmetätigkeit; denn in diesen frühen, zumeist schwarz-weiss geschossenen Aufnahmen sammeln sich alle Motive der späteren Serien, die vor seinem frühen Tod publiziert worden sind (*Bekannte Bekannte 1 und 2*, 1987 und 1996) beziehungsweise danach (*Roundabouts*, 2003 und *Himmel*, 2011).

Nächtliche Streifzüge

Menschen Tiere Abenteuer ist aber auch ein kollektives Erinnerungsbuch, das als Wegleitung durch Züsts Leben in den späten 70er- und frühen 80er-Jahren fungiert. So entdeckt man auf den Zeugnissen seiner Reisen ins Oberwallis, nach Hamburg und Köln, auf seinen Spaziergängen durch Wälder und nächtlichen Streifzügen durch die Zürcher Strassen – neben ihm selbst – immer wieder Wegbegleiterinnen und -begleiter, die man zuerst gar nicht erkennt, da diese in ungewohnt intimen Posen oder unüblichen Situationen (im Suff, beim Schabernack treiben, beim Kokettieren vor der Kamera) eingefangen wurden. Beim genaueren Hinschauen sind es Zeitgenossen, die sich mittlerweile in die Kunstgeschichte eingeschrieben haben: Albert Oehlen, Anton Bruhin, David Weiss, Walter Pfeiffer, Klaudia Schifferle und Sigmar Polke sind nur einige davon.

Fragmentarische Notizen zu den abgelichteten Geschehnissen, Begegnungen und Orten trug Züst, jeweils einem einzelnen Film zugeordnet und meist mit einer Datierung ergänzt, in einen Almanach ein. Der erste Almanach, den *Menschen Tiere Abenteuer* auch als Index vorlegt, gibt den Rahmen dieser Publikation vor. Züsts Aufnahmen sind insofern nicht nur persönliche Erinnerungsstücke, sondern auch historische Zeitaufnahmen – auf seinen Begehungen findet man sich bei Hertz, Kleenex, Red Crayola oder bei einem Auftritt des Afrofuturisten Sun Ra in Willisau wieder, und dazwischen fällt unser Blick auf Werbeplakate und Strassenschilder, flirrende TVs und Diaprojektoren, auf Graffitis («White Punks on Dope») und auf ein damals noch unaufgeräumteres Zürich.

Vorläufer der Instagram-Ästhetik

Menschen Tiere Abenteuer kann man im postdigitalen Jetzt aber auch als Vorläufer eines Instagram-Accounts eines vielreisenden Künstlers deuten: Züsts ausdrückliches Beharren auf dem Festhalten spontaner Situationen oder die Verwendung von Agfa Ortho 25, einem Repro-Film mit ganz eigener Ästhetik, verweisen sowohl direkt auf die Grundidee als auch auf die Filterfunktionen von Instagram.

Der vorliegende empfehlenswerte Bildband macht klar, dass Züst nicht einfach spontan fotografierte, sondern sich als Universalist mit dem Medium Fotografie auseinandersetzte, und dass in seinen Aufnahmen durchwegs ein Grad der Inszenierung zu finden ist. Der Band ergänzt nicht nur die bisherigen Publikationen, sondern auch die im Alpenhof in Oberegg AI einquartierte Bibliothek Andreas Züst.

Andreas Züst: *Menschen Tiere Abenteuer*, Edition Patrick Frey, Zürich 2015, Fr. 59.–

Durcheinanderwelt

Am Norient live zu sehen: Die Sängerin Manthe Ribane. (Bild: pd)

Zum zweiten Mal findet das Norient Musikfilmfestival in St.Gallen statt. Programmiert ist neben fünf Filmen auch eine Clubnacht mit Danny L. Harle – einem der Hauptproduzenten des umstrittenen britischen Labels PC Music.

TEXT: BENEDIKT SARTORIUS

Es ist klebrig, grell, digital, kindlich unschuldig und doch irgendwie verschmiert. Und es klingt grauenhaft und zuweilen auch sonderbar toll. Dieses Etwas ist der Sound von PC Music, jener Londoner Popzelle, die 2013 vom Produzenten A.G. Cook erfunden wurde. Happy Hardcore, Energy-Drinks, Stars als virtuelle Avatare, die Sophie oder GOFTY heissen, setzen der Popkritik zu. «Ist dies nur eine Posse oder ein Produkt?», fragt etwa der «Guardian». Und im Buch *Seismographic Sounds – Visions of a New World*, das vom Netzwerk Norient herausgegeben wurde, steht die Frage im Raum: «Ist dies der neue Punk?», während im Aufsatz «The New Hi-Tech Underground», erschienen im gleichen Band, der Autor Adam Harper konstatiert, dass dies Musik sei, die die Grenzen zwischen Pop und satirischem Exzess neu verhandle.

«Frisch und irritierend»

Es sind genau solche Ungewissheiten, die den Musikethnologen und Norient-Gründer Thomas Burkhalter interessieren und ihn nun dazu bewogen haben, mit Danny L. Harle einen der prägenden PC-Music-Produzenten für die Clubnacht seines Musikfilmfestivals in die Schweiz zu holen: «PC Music ist ein Sound, der für mich frisch und irritierend ist. In seinen stärksten Momenten höre ich eine gekonnte, sehr überzeichnete Persiflage auf den schlimmsten Kommerz unserer Zeit. In anderen denke ich, jetzt habe ich als Kurator jeglichen Geschmack verloren», schreibt Burkhalter aus seinen Ferien. «Mir gefällt diese Ambivalenz. Sie reizt mich mehr als die vielen gefestigten musikalischen Positionen, die ich sonst oft höre.»

Norient spürt diese unsicheren Positionen auf, dank einem weltweit verzweigten Netz aus Bloggerinnen, Filmemachern, Journalistinnen und Musikern. Es ist eine popkulturelle Welt im Durcheinander, die das 2002 in Bern gegründete Netzwerk einfängt. Einzelne Aspekte dieser ungeordneten Welt werden nun am Musikfilmfestival beleuchtet. «Wir programmieren gerne Kontraste. Ich glaube sogar, wenn die einzelnen Filme wirklich stark sind, so kann man vieles nebeneinander setzen», schreibt Burkhalter.

Tieftraurige Geschichtsaufarbeitung

So prallen am Festival verschiedene (Musik-)Geschichten aufeinander: *Akounak Tedalat Taha Tazoughai* porträtiert den nigrischen Tuareg-Gitarristen Mdou Moctar, in *Beats of the Antonov* wird das verbliebene Alltagsleben im vom unendlichen Bürgerkrieg versehrten Sudan aufgespürt, während *Don't Think I've Forgotten* an den blühenden Rock'n'Roll in Kambodschas Hauptstadt Phnom Penh erinnert, bevor das Schreckensregime der Roten Khmer die Macht übernahm und die Musik gewaltsam verstummen liess. Im gleichen Block wie diese wertvolle und tieftraurig stimmende Geschichtsaufarbeitung ist *Monsterman* programmiert, der die finnischen Eurovisions-Gewinner Lordi demaskiert und als gescheiterte Alltagsgestalten porträtiert. «Es ist ein ruhiger, sehr persönlicher Film», so Burkhalter, der ihn als Zuschauer gänzlich anders berühre als *Don't Think I've Forgotten*.

Offen bleibt die Frage, wie Danny L. Harles übergrelle PC-Sound-Fantasien im Anschluss an den südafrikanischen Hyperdub-Produzenten Okzharp, der mit der Sängerin Manthe Ribane anreist, wirken wird. Denn Schabernack ist die Sache dieses Duos, das auch im programmierten Film *Ghost Diamond* zu sehen ist und zu seiner Single *Dear Ribane* einen zarten und aufwühlenden Clip gedreht hat, ganz und gar nicht.

Norient Musikfilmfestival: 14. bis 16. Januar, Palace St.Gallen

norient.com, palace.sg

Ein entzückender Tag

28. Januar 1943

Ziemlich mühseliger Marsch auf der vereisten Strasse von Herisau nach St.Gallen, wo wir uns im Bahnhofbuffet bei Kaffee und Zigaretten aufwärmen. Robert ist erstaunt, dass wir für die Käseportionen Lebensmittelkarten brauchen. Wir fahren mit dem Tram durch menschenleere Strassen zur Endhaltestelle Heiligkreuz. Aufgeräumt erklärt uns der Schaffner den Weg zum Bodensee. Wir traben los, links an der Kirche vorbei durch den dämmrigen Wald zum Wildpark St.Peter und Paul, dessen Gemsen, Hirsche und Rehe wie Märchenfiguren aus dem dicken Nebel hervorgeistern. Robert ist entzückt. Beim Wildpark-Restaurant haben wir die komplizierte Erklärung des Schaffners total vergessen. Wir schwenken deshalb in irgendeine Strasse und fragen zwei, drei Leute nach dem Bodensee. Sie amüsieren sich, dass wir so weit zu Fuss gehen wollen. In einem «Zur Sonne» beschrifteten Wirtshaus bestellen wir Vermouth und heisse Käswähe. Sie mundet uns herrlich. Nachher erklärt uns die rundliche Kellnerin, dass wir uns unweit der Tramhaltestelle befinden, bei der wir vor anderthalb Stunden ausgestiegen sind. Wir kehren also dorthin zurück und pfeilen sodann auf der grossen Heerstrasse los, Richtung Rorschach, das wir nach zwei Stunden, kurz nach zwölf Uhr, erreichen. Die Hauptstrasse kirchhofstill. Roberts Kragen und Krawatte haben sich während des Marsches aufgelöst. Ich rate ihm, er soll sie doch in eine Rocktasche stecken. Aber er verschwindet beim Hafen in eine Toilette, um sich instand zu setzen. Als er erscheint, stehen Kragen und Krawatte völlig windschief. Ich sage ihm, er gefalle den Frauen doch auch so. Da lacht er und ist beruhigt. Gemächlich bummeln wir in der Stadt herum, Robert bleibt vor vielen Auslagen und Häusern staunend stehen. Das vornehme Barock von Rorschach spricht ihn an. Er kann sich fast nicht davon trennen.

Schliesslich wollen wir in der «Traube» essen, einer Wirtschaft mit Metzgerei. Aber in der Wirtsstube sitzen nur die Besitzerin und ein blondes Mädchen vor einer Schüssel Mais und sagen: «Hier könnt ihr nichts essen!» Wir sehen in der Küche den kalten Herd stehen. Wir studieren ein paar Menüs anderer Restaurants, bis wir in der «Post» landen, die mir ein Zöllner empfohlen hat. Wir trinken roten Buchberger und lassen das Menü kommen, das tatsächlich gut ist: Kalbsschnitzel mit Kartoffelstock, Bohnen und Erbsen. Wir essen alles radikal auf und plaudern nachher in einer Konditorei bei einem schwarzen Kaffee weiter. Rückfahrt nach St.Gallen, wo ich in einer Buchhandlung Gogols Novelle «Der Mantel» für einen Freund kaufe. Ohne Überzieher, mit aufgerolltem Regenschirm, läuft mir Robert in den engen Gassen rübezahlhaft voraus, als wittre er etwas. Ich mag ihn nicht stören und folge ihm wie ein Lamm. Beim Stadttheater merke ich, dass er die dämmrige «Bayrische Bierhalle» sucht, in der wir schon einmal sassen. Hier fühlt er sich offenbar wohl, und hier beginnt er – was selten geschieht – von sich selbst zu erzählen. Wir kaufen auf dem Markt Orangen, die er gern hat, und bei einer lärmigen Frau, die am rechten Arm gelähmt ist, lauwarme Marroni. Abschiedstrunk im Bahnhofbuffet. Robert wiederholt mehrere Male: «Das war ein entzückender Tag – finden Sie nicht auch? – Wie wäre es das nächste Mal mit Bischofszell?»

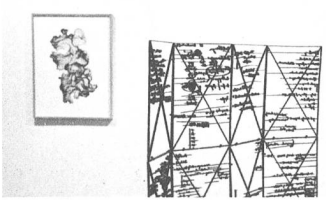
Manchmal ist es nicht einfach, aus der Stadt herauszukommen – davon erzählt diese Geschichte ebenso wie von der Ausdauer der Fusswanderer und von den diversen Wirtschaften, in denen sie ihren Hunger und Durst löschen konnten. Die Fusswanderer: Das sind der Dichter Robert Walser und sein Begleiter Carl Seelig, der ihn jeweils in der psychiatrischen Klinik Herisau abholte zu ausschweifenden Gängen.

Aus: Carl Seelig: *Wanderungen mit Robert Walser*, Erstausgabe 1957 im Tschudy-Verlag St.Gallen.

Robert Walser, *Wanderung von Herisau nach Wil*, 23.4.1939. (Bild: Carl Seelig © Robert Walser-Stiftung Bern/Keystone)

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



Abweichen

Was verstehen wir unter einer Gegenwelt? Dem gehen Chloé Delarue, Gaël Epiney, Jonas Etter (Bild) und Anastasia Katsidis in ihrer Ausstellung im Trudelhaus auf den Grund. So dienen ihnen Formen aus anderen Kulturräumen als Inspiration, oder sie lassen Dank der Verbindung von Natur und Kunst Abweichungen vom Vertrauten entstehen. Spielerisches Experimentieren trifft auf abstrakt-geometrische Bildfindungen.
Gegenwelten
bis 31. Januar, Kunst im Trudelhaus Baden
trudelhaus-baden.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Ausstellen

Aufbruchs- und Wirtschaftswunderjahre für die einen, miefig muffige Spiessbürgerzeit für die anderen: die 50er-Jahre. Eine Ausstellung beleuchtet nun diese Ära zwischen Elvis und Callas, Nierentisch und Toast Hawai, Kaltem Krieg, Technikwahn und Bigotterie. Mit dem Inventar der guten Stuben, mit Fotos und Filmen, reichem Begleitprogramm und einem Fokus auf die Literatur dieser Zeit.
Golden Fifties – zwischen Groove und Mief
Bis Sonntag 18. September 2016, Dichter- und Stadtmuseum Liestal
dichtermuseum.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Abtreten

Happy End Company nennt sich die Performancegruppe, die von Bern und Berlin aus agiert – «Days of the Dead» nennen sie ihr Stück. Inspiriert von der mexikanischen Tradition, dem Día de Muertos (Tag der Toten) inszeniert die Gruppe eine «rituelle Performance für unsere Verstorbenen». Die Welt der Hinterbliebenen wird in einem knallbunten Popkulturspektakel zum Leben erweckt.
Days of the Dead
Premiere: Samstag, 9. Januar, 20.30 Uhr, Vorstellungen bis 16. Januar, Schlachthaus Theater, Bern
schlachthaus.ch

041
Das Kulturmagazin

Abfahren

In Luzern gibt es viele schöne Schiffe. Und ab Januar auch wieder ein Kunst-Schiff! Wenn es einen das nächste Mal in die Innerschweiz verschlägt, ist der Besuch der zwischengenutzten MS Rigi ein Muss. Zur Eröffnung der Saison stellt der Verein kunstaheu die fantastischen Projektionsmaschinen des Aargauer Künstlers Peter Fischer aus. Weitere Projekte folgen, bis im kommenden Herbst.
Kultur auf der MS Rigi
Eröffnung: Freitag, 8. Januar, Brücke 5 beim KKL Luzern, Ausstellung «Fliegen – nicht Schwimmen»: bis 17. Januar
kunstaheu.ch

KOLT

Aufarbeiten

Wieder ist ein Jahr zu Ende und die Zeit der Rückblicke und Aufarbeitungen beginnt. Im Rahmen der 29. Oltner Kabarettage geht eine satirische Truppe aus Liedermachern, Wortkünstlern und Kabarettistinnen den Ereignissen von 2015 auf den Grund. Mit schön&gut, Kathrin Bosshard, Anet Corti, Nils Althaus, Les Trois Suisses à deux, Jess Jochimsen, Jane Mumford und Lea Whitcher.
Bundesordner 2015 – ein satirischer Jahresrückblick
Donnerstag 21. und Freitag 22. Januar, 20 Uhr, Schützi Olten
kabarett.ch

Coucou

Anhören

Das Musikkollegium Winterthur macht aus der Generalprobe von Oliver Schnyders Klavierkonzert keine Geheimveranstaltung, sondern lässt uns vor dem eigentlichen Auftritt an Debussy, Rachmaninoff, Franck und Schubert teilhaben. Schnyder geniesst international den Ruf eines genialen Pianisten und wird mit Lob überhäuft. Ob gerechtfertigt, lässt sich mit einem Besuch der Generalprobe oder des Abendkonzerts herausfinden…
Oliver Schnyder
Generalprobe: Mittwoch, 6. Januar, 9.30 Uhr, Stadthaus Winterthur, Konzert: 19.30 Uhr
musikkollegium.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz